Tägliches Unterhaltungsblatt

Nummer 250 — Dienstag, 1. November 1921

Der Stern von Moabit.

Ein Roman aus dem Berlin von heute

[24. Fortsetzung.] von [Nachdruck verboten.]

Victor Helling.

„Hm . . . det soll allens so sein. Aba da is doch det Mensch . . . ich wollte sagen det schöne Weibstück, wat off die Litfaßsäulen anjemalt is —"

Ein Zucken in Vorraths Hand ließ ihn erschreckt inne halten.

„Was soll das?"

„Na, Mensch . . . det man dir doch mit ihr jesehen hat. Im Zirkus und off de Tauentzienstraße, wo jerade unser Freind Knupper jeschäftlich zu tun jehabt hat. Un Gretchen hat det doch ooch mit anjesehn, wie det . . . wie det Zirkusdämken dir mit Beschlag belegt. Nich bloß dein Trainör un det neie Logis. Un det — siehste, det muß ihr doch nahe jehn. Un andre reden sich natürlich ooch bereits die Lippen drüba in Frausen und regen sich off —"

Hans hatte eine zornige Falte an der Stirn. „Welch ein Unsinn! Seid Ihr hier alle verrückt geworden?" Und er warf einen ärgerlichen Blick auf August Timpe. Ehe er sich trennte, lenkte er jedoch ein: „Das is alles anders, als wie Ihr hier draußen denkt. Da wird nu im nu aus der Mücke ein Elefant jemacht. Laßt mich nur mit Grete reden. Und dann sehn wir uns hernach im Kleinen Tierjarten, was?"

„Auf die Bänke? Heite abend? Ja, det so wiese. Da kannste uns jeden Abend finden. Det is verninftig. Und übel nesmen, Hanne, det derfste det nich, wenn unsereens nich wie de Katze um den heißen Brei 'rumjeht. Jesagt werden mußte det. Et is ja schon so weit, det det Bucklige sich Rosinen in den Kopp wachsen läßt . . . der Fritze Humbracht, der ja woll mit deiner Grete verwandt is."

„So'n Faxtel" fuhr es Hans heraus. „Woher wißt Ihr das?"

„Wie man det abends so hört. Ueber die Freindinnen wech. Na, die Grete hat ihn nich schlecht abblitzen lassen. Un ick, wo ick jewußt hab', det du uns un Grete nicht verjißt, ick hab' jleich jesagt: Der Humbracht hat sich woll lange nich schreien heeren? Dem wird schon Vorrath, wenn er 'rauskommt, heimleichten."

„Keine Sorge!" Hans machte sich los. Er ärgerte sich über die Leute, die hinter ihm her spionierten und klatschten; er war aber auch mit sich selbst unzufrieden und mit Gretes Empfindsamkeit, weil er sie sich von ihm vernachlässigt glaubte und es sich hatte anmerken lassen. Ohne Grund brachten die lieben Nachbarn kein Gerede auf.

Er beschleunigte seine Schritte. Er biß sich auf die Lippen. Das Schlimmste war ja, daß hinter dem törichten Gerede etwas Wahres steckte. Er kannte sich ja oft selbst nicht mehr. Der bloße Anblick Valeries drohte seine Liebe zu dem ehrlichen Mädchen, das nach ihm bangte, zu ersticken und zu erlöschen. Es schmerzte ihn, ihn unter die Augen zu treten, die einer stummen Anklage voll waren. Die Aeußerungen Timpes zeigten, wie es hier draußen stand. Er hätte es ahnen können nach dem Auftritt, der dem ersten gemeinsamen Zirkusbesuch gefolgt war. Zu der Eifersucht, die Grete plagte, war die Angst gekommen, daß er sich von ihr wenden würde, wie er sich räumlich von ihr hatte wenden müssen. Alles Beschwichtigen hatte ihre Tränen an jenem Abend nicht zum Versiegen gebracht. Aus den hervorstürzenden Tränen hatte immer die Anklage herausgeklungen, daß er sie nicht mehr liebe, daß er sie nie geliebt haben könne.

Und dann waren jene Abende hinzugekommen, wo er hatte bei ihr sein wollen, und wo Valerie Beczonys Einladungen zu Souper und Musik und Tanz und lärmendes, ausschweifendes Nachtleben dann einen Strich durch seine guten Vorsätze gemacht hatten.

Mit einer begreiflichen Beklemmung erreichte er die Gegend von Gretes väterlicher Wohnung. Er sah den buckligen Fritz Humbracht eben das Pferd samt dem Wagen nach der gegenüberliegenden Waldstraße führen, wo sich im Hofe eines Kohlenhändlers der Stall des Gemüsehändlers Feldmann befand. Nicht viel, und er hätte aufgelacht. Dieser Dreikäsehoch, den Grete nie hatte ausstehen können, wagte es, mit seinen verwegenen Hoffnungen auf Gretes Hand zu renommieren, nur weil er sich kurze Zeit nicht hatte blicken lassen? Man vergab sich etwas, wenn man sich über solch eine Lächerlichkeit aufhielt.

Hans hatte von früher her einen bestimmten Pfiff . . . die Anfangstakte des Liedes:

„Es kommt eine Zeit, es kommt eine Zeit,
Da füllt uns kein Lied mehr die Seele so weit . . ."

das immer Gretes Lieblingslied gewesen war. Er wußte, daß sie den Kopf hob, wenn sie den Pfiff nur von ferne hörte. Er brauchte nicht laut zu pfeifen. Dicht vor den Erdgeschoßfenstern vorbeistreichend summte er wie zufällig die Melodie. Dann ging er noch ein paar Schritte weiter und blickte sich um. Die Straße zuckte schon unter den ersten Schatten des Abends. Oben an der Beusselbrücke, wo die Züge lärmten, und hinten in der Stickingenstraße, wo die große Osram-Fabrik lag, flammten die ersten Lampen auf. Fast überall saßen die Nachbarn noch vor den Haustüren, in den offenstehenden Läden die Leute, mit Hund und Zeitung das letzte Licht des schönen Tages genießend. Und aus den Engelhardt- und Patzenhofer-Bierquellen, die die breite Straße zu beiden Seiten in fast so regelmäßige Abschnitte einteilte, wie die Zäfur einen Vers, meckerte Lachen oder quoll das Wüten eines grammophonischen Militärmarsches hervor, dessen Platte den Zusammenbruch der geprängereichen Zeit, von der sie sang, standhaft überdauert hatte.

Grete ließ auf sich warten. Sie hatte mit dem Vater beim Abendbrot gesessen. Der alte Feldmann machte dabei nicht viel Worte. Er hatte tagsüber genug zu reden — viel zu viel für einen, der lange Jahre schweigsam auf dem Kutschersitz des Omnibusses zugebracht hatte. Der Dienst hatte ihn stumpf gemacht.

„Brauchst du mich noch, Vater?" Sie fragte es jeden Abend, und jeden Abend schüttelte er seinen Kopf, der grau und verwittert war, und pflegte, die Preise stopfend auch fast die gleichen Worte für sein Kind zu haben.

„Jeh man. Et is scheen heite. Jeh man, Greteken."

Er hatte selten Anlaß, mit ihr nicht zufrieden zu sein. Die Handreichungen, die der Hausstand verlangte, gingen ihr flott von den Händen. In der Küche half die alte Waltern, die dafür das schmale Flurzimmer umsonst bewohnen durfte. Sie war schon eine Greisin gewesen, als Gretes Mutter noch lebte, und die war doch nun schon an die zehn Jahre tot. Die verläßliche alte Waltern, die mit ihren Kanarienvögeln zu Bette ging und sich dennoch, da sie eine fromme Katholikin war, jeden Morgen bei Wind und Wetter, wenn der Feldmannsche Braune eingeschirrt wurde, auf dem Weg zu ihrer Kirche in der Waldenser Straße machte.

Ab und zu fragte der Vater Grete nach ihrer Stellung. Die Antwort lautete immer zufrieden. Grete hatte es gut getroffen. Der reiche Russe zahlte gut und hatte Grete eine angenehme Bureauzeit festgesetzt. Aber schließlich hatte sie es nicht einmal nötig, sich zu quälen, wenn es ihr zu viel wurde. Das hatte ihr der Vater wiederholt gesagt. Der Grünkramladen trug, trotz der Teuerung, genug für den Haushalt dreier Menschen, die an Entsagung und Bescheidenheit gewöhnt waren. Immerhin war der Nebenverdienst gerade heutzutage nicht zu unterschätzen. Grete durfte ihn ganz für sich behalten, und ihr Vater freute sich, daß sie ihre Ersparnisse nicht leichtfertig wegwarf. Das Sparkassenbuch verwaltete er selbst. Die Summen rundeten sich. Selbst die Anschaffungen in letzter Zeit . . . die neue Bluse, die kostbaren Stiefel, die Handschuhe, und was sonst das helle Staunen der alten Waltern hervorgerufen hatte, hatten keine nennenswerte Bresche in das Vorhandene geschlagen. Daß Grete ihre Heimlichkeiten haben sollte, kam dem Vater nicht einmal in den Sinn. Das sah ihr doch jeder, Gott sei Dank, an, was für eine sie war. Und nichts Geziertes, nichts Leichtes. Mehr wie einmal war er Ohrenzeuge gewesen, wie sie Fritze Humbracht gelegentlich die Leviten las. Nein, um sein Greteken war es Vater Schumann nicht bange. Die würde einmal selbständig, wie sie es von Kindesbeinen an gewöhnt war, ihren Weg gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Perpetuum mobile.

Ein technisches Hirngespinst. / Von Artur Streich.

Schon seit vielen Jahrhunderten ist es ein sehnsüchtiges Verlangen phantastischer Erfinder, ein mechanisches Triebwerk zu schaffen, das ohne äußere Kraftzufuhr, nur aus sich selbst heraus, in ununterbrochener Bewegung bleibt. Solch eine märchenhafte Maschinerie, die allgemein als „Perpetuum mobile" (perpetuum = Fortdauerndes, Ewiges, mobile = Bewegliches), in der Technik aber kurz als „Perpetuum" bezeichnet wird, soll also ihre Bewegungskraft aus einem „Nichts" hervorzaubern und außerdem dem „Zahn der Zeit" und seinen Genossen, genannt mechanische Abnutzung, Kraftverlust durch Reibung usw. nicht unterliegen.

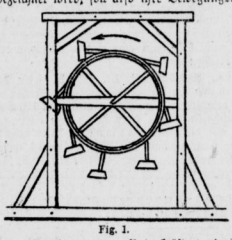

Fig. 1.

Trotzdem nun jedem schon bei nur oberflächlicher Betrachtung dieser Bedingungen die Unmöglichkeit dieses „Problemchens" in die Augen springen muß, gerieten doch auch heute noch kleine Handwerker diesem Wahne Zeit und Geld; immer in dem Glauben, den Naturkräften doch noch ein Schnippchen schlagen zu können. Seit wann diese übersinnliche Idee in enschenhirnen umherschwirrt, hat man bis heute nicht feststellen können. Das älteste bis jetzt bekanntgewordene Dokument über die Verwirklichung der Permo-Idee durch mechanische Mittel — allerdings nur auf dem Papier — stammt aus der Zeit des französischen Königs Ludwig IX. (1225 bis 1270), der den Beinamen „der Heilige" führte. Damals, etwa 1245, reiste ein Ingenieur namens Wilars umher, um das für ihn Interessante zu sammeln. Was ihm beachtenswert erschien, legte er in einem Skizzenbuch nieder, von dem die Pariser Nationalbibliothek noch 33 Blätter besitzt. Auf einem derselben findet sich auch ein Entwurf zu einem Permo mit folgendem Zusatz: „Seit einiger Zeit streiten sich die Meister, wie man ein Rad durch eigene Bewegung sich drehen lassen könnte. Auf folgende Art kann man es durch eine ungerade Anzahl von Schlegeln erreichen."

Wilars dachte sich den Betrieb so (siehe Figur 1), daß die einzelnen Klöppel nacheinander an dem Umfange des Rades herunterfallen müßten, wodurch dieses in Bewegung gesetzt würde. Das ist natürlich unsinnig. Denn würde beispielsweise der unterste Klöppel noch etwas mehr nach rechts gerückt werden, so müßte das Rad nach einigem Hin- und Herpendeln stillstehen, weil ja dann auf jeder senkrechten Radhälfte die Schwerkraft von 3½ Klöppeln wirkt. Das ist genau dasselbe, als wenn die beiden gleich langen Enden eines Wagebalkens mit je 3½ Gewichtsteilen belastet würden, was 0 oder Gleichgewicht ergibt. Daran wird auch im Wesen nichts geändert, wenn dem Rade durch Anstoß oder dergleichen eine erstmalige Bewegung erteilt würde: denn diese wird nur so lange andauern, bis die Anstoßkraft verbraucht ist.

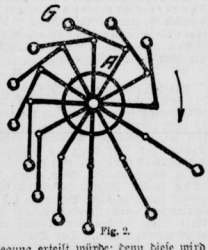

Fig. 2.

Manchem wird die Darstellung des Rades in Figur 1 recht sonderbar erscheinen, deshalb sei hier nebenbei erwähnt, daß die uns heute geläufige Perspektive (Schaubild) der damaligen Zeit nicht bekannt war, obwohl schon alte Wandgemälde, so unter anderen die aus der Zeit des pergamenischen Königs Attalos I. (241 bis 197 vor Christo) diese Darstellungsart zeigten. Der Erfinder der Perspektive soll der griechische Philosoph Anaxagoras (um 500 vor Christo) sein. Das Verdienst, sie der Nachwelt wieder in Erinnerung gebracht zu haben, gebührt dem italienischen Gelehrten Battista Alberti, der im Jahre 1435 einen „Velo" (Schleier) genannten Apparat zum perspektivischen Abzeichnen erfand, der jedoch mit unserm heute bekannten „Pantographen" (Storchschnabel) nichts gemein hat.

Eine andere vermeintliche Verwirklichung der Permo-Idee, auch mit Hilfe eines Rades, ist in Figur 2 dargestellt. Der Urheber dieses Gedankens ist der Italiener Jacopo Mariano aus Siena (um 1488). Neuzeitlicherer Immerdreher hatten den Gedanken, manche wohl unbewußt, wieder aufgegriffen und in der dargestellten Form zum Ausdruck gebracht. An Stelle der fallenden Klöppel sollen bei dieser Ausführung die verlängerten, umklappbaren Radspeichen jeweilig herunterklappen und dadurch die Bewegung des Rades hervorrufen. Wenn auch auf eine eingehende Widerlegung dieser irrigen Annahme hier verzichtet werden muß, so sei doch darauf hingewiesen, daß, obwohl der Arm (A) auf der rechten Radhälfte ist, sein Gewicht (G) auf der entgegengesetzten Seite liegt. Demnach hätten vier Arme rechts, acht Gewichte links zu heben, was natürlich vollständig ausgeschlossen ist.

Angespornt wurde dieser Erfinderwahn, der in unzähligen Ausführungsformen zum Ausdruck gekommen ist, in der Mitte des 18. Jahrhunderts noch durch einen französischen Staatspreis von einer halben Million Franken, der dem glücklichen Verwirklicher der Permo-Idee winkte. Bald darauf, im Jahre 1775, hatte die französische Akademie der Wissenschaften jedoch eingesehen, daß das angestrebte Ziel den Naturgesetzen widersprach. Darum erklärte sie, daß derartige Projekte nicht mehr zur Prüfung zugelassen würden. Hierdurch geriet die Permo-Idee in Mißkredit, und in der „Geschichte der mathematischen Wissenschaften" vom Jahre 1802 wurde erklärt: „Es sei eher ein Schimpf als ein Lob, von jemandem zu behaupten, er suche das Perpetuum mobile."

Trotzdem müssen die Immerdreher auch damals noch sehr zahlreich gewesen sein; denn der berühmte französische Mathematiker und Astronom Arago (1786 bis 1853) will sogar die Beobachtung gemacht haben, daß die Permobilisten besonders zahlreich im Frühling seien. Als dann im Jahre 1842 der Heilbronner Arzt und Naturforscher Robert Mayer seine Entdeckung von der „Erhaltung der Kraft" machte — worauf hier nicht näher eingegangen werden kann —, da schien es ein für allemal ausgeschlossen zu sein, daß noch irgendein Permomann aufs Tapet kommen könnte. Aber weit gefehlt! — Wenn auch ihre Erzeugnisse keinen Ewigkeitswert besitzen, sie selbst scheinen in ununterbrochener Folge wiederzukehren. So hatte sich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, um nur einige Beispiele zu nennen, in London eine Gesellschaft zur Verwertung der Patente Predavals gegründet, die eine „Triebkraftmaschine", in Wirklichkeit jedoch ein Permo in verkappter Form zum Gegenstande hatten. Im Jahre 1870 folgten dann die Amerikaner mit zwei Immerdreh-Patenten, und acht Jahre später erteilte noch das deutsche Patentamt unter Nummer 4453 einem Dr. Gebhard Ackermann in Sagan ein Patent auf einen „Magnetmotor", der auch nichts anderes als ein verschleiertes Permo war. Noch in den letzten Jahren sind mehrfach verschleierte Permos bei uns patentiert oder als D.R.G.M. geschützt worden, und vor nicht allzu langer Zeit hat ein Herr v. Unruh mit seiner angeblichen Permo-Erfindung in der Presse viel Staub aufgewirbelt.

Dieser „Erfinder" wollte einen Stromerzeuger erdacht haben, der ununterbrochen die Elektrizität aus der Luft herausholt. Das einzige „Mobile" bei der Geschichte war der Erfindername „Unruh". Die Hervorzauberung der Elektrizität aus der Luft war „aus der Luft gegriffen", zum Leidwesen der Gesellschafter und zum Schaden der Angestellten.

Gesicht und Krankheit.

Die moderne Medizin zieht neuerdings zur Feststellung einer Krankheit nicht nur die im Laufe der letzten Jahrzehnte aufs exakteste ausgebildeten chemischen und physikalischen Untersuchungsmethoden zu Rate, sondern bedient sich auch allgemeiner Anzeichen, wie Gang, Haltung, Gesichtsausdruck usw. bieten. Gerade die Gesichtsausdruckskunde, die während der letzten Zeit fast nur von Kurpfuschern angewandt wurde, blickt auf ein ehrwürdiges Alter zurück. Schon der alte Grieche Hippokrates (460—375 vor Chr.), der „Vater der Medizin", bediente sich ihrer. Von ihm stammt die Beschreibung des sogenannten „Hippokratischen Gesichts", dessen prägnanter Ausdruck das Nahen des Todes verkündet. In den „Roischen Prognosen" ist es folgendermaßen geschildert: hohle Augen, eingefallene Schläfen, kalte und zusammengezogene Ohren, eine harte Haut, gelbe oder schwärzliche Färbung. Wenn aber außerdem das Augenlid, die Lippe oder die Nase bleich wird, so tritt der Tod rasch ein. — Nach Hippokrates beschäftigte sich, außer mit anderen Dingen, noch der aus der Religionsgeschichte bekannte Duns Scotus mit der Antlitzdiagnose. Dann verschwanden wieder für ein paar Jahrhunderte diese Kenntnisse aus dem Gedächtnis der Wissenschaft, bis im Jahre 1800 ein Dr. med. Hoffmann, weiland Stadtphysikus zu Drossen, seine in lateinischer Sprache geschriebene „Kunst, aus dem Gesicht Krankheiten zu erkennen und zu heilen" herausgab. Wenn auch heute dieses Werk aus zahlreichen Gründen völlig veraltet ist, birgt es doch eine Menge interessanter Beobachtungen, die auch dem modernen Arzt noch wertvolle Dienste leisten können.

Studentische Werkstätten. Aus München wird geschrieben: Die Notlage, in der sich heute viele Hochschulstudenten befinden, zwingt sie dazu, sich ihren Lebensunterhalt durch mancherlei Nebenbeschäftigung zu erwerben. So ist kürzlich an den Münchener Hochschulen eine Organisation geschaffen worden, die sich Akademische Werkstätten nennt. Hier sollen allerlei Erzeugnisse von allgemeiner Brauchbarkeit hergestellt und mit angemessenem Nutzen veräußert werden. Vorerst hat man einmal die Vervielfältigung von Zeichnungen und Schriften auf autographischem Wege ins Auge gefaßt. Staatsbehörden werden hier ihr statistisches und bureaukratisches Material vervielfältigen lassen. Die Arbeitsstätte wird im Hofe der Technischen Hochschule errichtet werden. Sobald sie fertig ist, sollen auch Erfindungen auf dem Gebiet der Holz-, Metall- und Papierbearbeitung in größerem Umfang hier industriell ausgenützt werden.

Chefredakteur: Otto Nuschke-Berlin-Steglitz.
Verantwortl. Redakteure: für innere Politik, Feuilleton und „Tägl. Unterhaltungsblatt": Karl Vetter-Berlin-Reinickendorf; für äußere Politik: Henning Duderstadt-Berlin; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Grätz-Berlin-Lichterfelde.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse-Berlin.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.